

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 50.

Freitag, den 28. November.

1924.

Die Dame im Rollstuhl.

(21. Fortsetzung.)

Roman von Sven Elvestad.

(Nachdruck verboten.)

In dem Augenblick, da der Vorhand angejagt werden sollte, legte Lewis die Karten auf den Tisch und fragte:

„Worauf spielen wir?“

Die Herren sahen sich fragend an.

„Wollen Sie auf Geld spielen? Dann würde ich ein anderes Spiel vorschlagen. Wie wäre es dann mit einem kleinen Hazard?“ meinte Krag.

Lewis lächelte.

„So lassen Sie uns nur um die Ehre spielen, das ist ja wohl der höchste Einsatz“, sagte er.

„Ist die Ehre wirklich der höchste Einsatz?“ fragte Krag.

„Ach, Sie meinen, das Leben sei der höchste Einsatz? Nein, dieses Mal spielen wir nicht mit so hohen Einsätzen, wir werden ja auch nur eine halbe Stunde spielen.“

Dann nahm er die Karten wieder auf und sagte: „Grand.“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der hohe Einsatz.

Asbjörn Krag war sich nun vollkommen klar darüber, daß Lewis sich von ihm erkannt wußte. Es lag nun auch nicht mehr in seiner Absicht, sein Verhalten noch länger zu maskieren, das würde ja nur die schließliche Entscheidung verzögern.

Krag war durchaus noch nicht gerüstet für einen letzten Zusammenstoß mit diesem Fremden, der so plötzlich ausgetaucht war und einen Strich durch seine Pläne gemacht hatte. Aber er erkannte, daß auch dieser seinerseits noch nicht bereit war, einem Angriff zu begegnen. Es handelte sich nur darum, wer den Vorsprung gewinnen würde.

Krag rechnete folgendermaßen:

Der Chicagoer Detektiv war vor einer halben Stunde fortgegangen. Es würde mindestens noch zwanzig Minuten dauern, bis er den amerikanischen Gesandten sprechen könnte. Angenommen, jener wußte die Bedeutung des Augenblicks zu schätzen und verlor nicht eine einzige Minute, so würde es wohl nicht lange dauern, bis die Polizei durch den Gesandten benachrichtigt und aufgeboten war. Der Chef der Detektivabteilung brauchte nur die Mitteilung zu erhalten, daß Asbjörn Krag in Gefahr sei, und der ganze Apparat würde schleunigst in Bewegung gesetzt werden. Bei einer früheren Gelegenheit, da Krag sich in einer heiklen Lage befunden hatte, war es dem Detektiv Brede übertragen worden, seinem Kollegen mit der erforderlichen Mannschaft zu Hilfe zu eilen.

Konnte er dieses Mal auf denselben Mann rechnen, so war schon viel gewonnen.

Mr. Lewis sagte „Grand“, und das Spiel begann.

Gleich zu Anfang hatten die beiden Partner Krag und Lewis Pech. Die Vorhand hatte zu gute Karten.

„Das ist ein Strich durch die Rechnung“, sagte Krag, „pflegen Sie nicht stets mit solchen Überraschungen zu rechnen, wenn Sie ein Spiel mitmachen?“

„Ich mache nie ein Spiel mit, ich leite das Spiel“, antwortete Lewis.

Seine Worte riesen rings am Tisch ein leises Lächeln hervor. Man hatte noch nie mit jemand gespielt, der eine harmlose Partie Whist so feierlich nahm wie dieser Herr.

Der Mitspieler mit der Vorhand machte sechs Stiche. „Nun gilt es“, sagte Lewis zu seinem Partner, „daß wir alle noch übrigen machen.“

„So haben Sie wohl auch die geeigneten Karten dazu?“ fragte Krag, der selbst ein sicheres Spiel hatte, aber mit Lewis seinen Scherz treiben wollte.

„Ja, die habe ich“, lautete die Antwort.

Und er spielte den Treffkönig aus. „Nun hatte Krag zufällig das As. Der König gewann das Spiel. Einer der Herren sagte:

„Man sieht doch, daß Sie dem Gegenspieler auch ein wenig trauen.“

„Ich traue dem, dem ich trauen darf“, erklärte Lewis.

Das Spiel endete damit, daß Krag und Lewis einen Trieb hatten. In einer Viertelstunde hatten sie es zum Erfolg gebracht, und man wechselte die Plätze.

Als gegeben werden sollte, fragte Krag:

„Sie sind wohl ein leidenschaftlicher Spieler?“

„Allerdings.“

„Nun, so wollen Sie vielleicht bei diesem Spiel lieber einen Einsatz machen?“

Lewis legte die Karten hin.

„Ja“, sagte er, „wieviel?“

„Nun, wie hoch schätzen Sie das Spiel ein?“ fragte Krag.

„Auf hunderttausend Dollar“, antwortete Lewis.

Die anderen Herren lachten. Krag aber blieb ernst.

„Das freut mich“, antwortete er. „So viel ist es also wert. Und wenn ich mich nun bereit erkläre, auf diese Summe zu spielen?“

In den Augen des anderen leuchtete es auf.

„Was täten Sie dann aber, wenn Sie verlorren?“

„Gar nichts — genügt Ihnen das?“

„Vollkommen.“

„Aber wenn ich gewänne, was täten Sie dann?“ fragte Krag.

„Ich legte die Karten nicht hin, ehe ich Revanche genommen hätte“, antwortete Lewis.

„Ja, aber, lieber Freund“, sagte Krag, indem er die Karten lächelnd ordnete, „solch ein Spiel spielt man nur einmal, da findet man keine Gelegenheit zur Revanche.“

„So lassen wir es unentschieden“, erklärte Lewis.

„Ich riskiere kein Spiel, ohne Gelegenheit zu haben, einen eventuellen Verlust wieder gutzumachen.“

Während dieses Wortwechsels war das Spiel fortgegangen, und einige Neugierige hatten sich um den Tisch gesammelt.

Die tief sinnigen Redensarten und der feierliche Ton der Mitspielenden erregte Munterkeit, und man machte den Vorschlag, daß man ja etwa um 100 000 Kronen spielen könnte.

Da ließ sich plötzlich eine Stimme hinter Krags Rücken vernehmen:

„Warum sollte man nicht hoch spielen, wenn man Aussicht hat zu gewinnen?“

Krag erkannte diese Stimme. Das war sein Kollege Brede. Und nun wußte er, daß er die möglichst besten Karten hatte.

Und das zweite Spiel ging zu Ende. Dieses Mal verlor Lewis und sein Mitspieler.

Nun mochte er nicht weiter spielen. Er tat, als sei das Ganze nur ein Scherz gewesen, und sagte, indem er die Karten hinlegte:

„Nun hören wir aber auf.“

Krag erhob sich sofort. Die anderen Herren aber hatten keine Lust, so plötzlich abzubrechen.

Da vernahm man wieder eine Stimme aus dem Salon. Vielleicht legte außer Krag niemand den Worten irgendwelche Bedeutung bei.

„Nun kann der Tanz wieder beginnen, glaube ich.“ Es war Brede's Stimme.

In einer plötzlich erwachenden überströmenden Liebenswürdigkeit legte Krag die Hand auf Lewis' Schulter und sagte:

„Nun, mein lieber Freund, werden die Umstände sich vielleicht doch so gestalten, daß der große Einsatz Sie zwingen wird zu tanzen.“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Glück oder Pech.

In diesem Augenblick wurden Erfrischungen umhergereicht. Die Herren erhoben sich vom Spieltisch, Krag verbeugte sich vor Lewis und sagte lächelnd:

„Ich danke Ihnen für das Spiel. Ich habe in diesen beiden Partien tatsächlich so manches gelernt.“

„Ganz so ergeht es mir“, antwortete Mr. Lewis.

„Wirklich? Mir schien es, als spielen Sie mit solcher Vollkommenheit, daß Sie gar nichts mehr zulernen können.“

„Nun, Sie können sich wohl denken, daß man sich, ohne etwas direkt Neues zu lernen, doch gern einen Einblick verschafft in die Spielweise anderer Menschen. Gerade das Whistspiel kann höchst individuell sein.“

„Natürlich“, warf ein anderer Mitspieler ein, der auch gern ein Wort hinzufügen wollte, „der eine spielt besser, der andere schlechter.“

„Gewiß“, jagte Lewis, diesen Einwurf völlig ernst nehmend, „und eben darauf beruhen ja die Chancen bei allem, was Spiel heißt, auch bei dem einfachsten. Der bessere Spieler wird schließlich den schlechteren überwinden. Der Glückstreffer spielt erst die zweite Rolle. Und selbst der Glückstreffer wird gewissermaßen von einem sicheren Spieler beherrscht. Das Bauernglück kommt nicht immer unverdient über Gerechte und Ungerechte.“

Mr. Lewis hielt sich, das Glas in der Hand, ein wenig abseits von der Gesellschaft. Dann näherte er sich wieder Asbjörn Krag.

„Teilen Sie nicht auch meine Meinung?“ fragte er.

„Nicht so ganz“, antwortete der Detektiv. „Ich kann mich nicht vollkommen mit Ihrer Ansicht in Fragen des Glückstreffers einverstanden erklären. Ich glaube, der Zufall kann ein noch so geschickt ausgedachtes Spiel verderben. Es hängt so ungeheuer viel vom Glück ab.“

„Aber lieber Freund“, sagte der andere, und seine Augen nahmen den Ausdruck eines Philosophen an, „in solchem Falle spricht man doch nicht vom Glück!“

„Wie nennt man es sonst?“

„Nun, dann nennen wir es Pech.“

Asbjörn Krag zuckte zusammen.

„Für Sie, ja“, antwortete er.

„Oder für Sie“, sagte Lewis lächelnd.

Der Detektiv zuckte bedauernd die Schultern, als verstanden sie sich nicht mehr, und trennte sich von ihm mit einem Kopfnicken.

Die Wirtin kam auf ihn zu.

„Sagte ich Ihnen nicht, daß Sie nicht so ängstlich dreinblicken sollten?“

„Aber ich weiß wirklich nicht mehr, was ich denken soll. Ich finde mich in meinem eigenen Hause nicht mehr zurecht.“

„Weil noch mehr Ihnen unbekannte Gäste gekommen sind?“

„Ja, noch zwei. Die beiden, die dort am Ofen miteinander reden.“

„Beunruhigen Sie sich doch nicht“, antwortete Krag, „das sind ja alles Freunde von mir.“

Es waren Brede und ein zweiter Kollege von der Detektivabteilung.

Als Krag sich ihnen näherte, zog sich der eine scheinbar ganz zufällig zurück.

Krag war mit Brede allein.

„Bermute ich richtig“, fragte dieser, „der dunkle Herr vom Whisttisch ist es natürlich?“

Fortsetzung folgt.

Bobby.

Erinnerungen an einen Hund.

Von Eugen Seltai.

Zehn Jahre sind eine lange Zeit in unserem kurz bemessenen irdischen Dasein. Vier bis fünf solche Zehnmeilensteine bezeichnen unseren ganzen Weg von der Geburt bis zum Tode. Und langen wir bei jedem einem Meilenstein an, überkommt uns eine seltsame Kübrung; wir frischen alte Erinnerungen auf und jubilieren.

Deute hin ich auch gerührt. Ich denke an meinen Hund, an Bobby, der vor zehn Jahren in Paris mein Zimmergenosse und fast auch mein Freund war. Es war Winter, ein sehr strenger Winter, und ich schrieb in der Stille der Nächte, beim Kamin sitzend, einen Roman.

Wie ich zu Bobby gekommen bin? Ich habe ihn gekauft, damit er Genosse meiner Einsamkeit sei. So kaufte ich denn im Hundeladen jenen sechs Monate alten Foxterrier, den ich später auf den Namen Bobby taufte. Auf der rechten Gesichtshälfte hatte er einen schwarzen Fleck; das eine Ohr hing lässig hinab, während das andere sich in die Höhe strebte. Wenn ich ihn beim Schweif packte, knurrte er; war er aber auf gelaunt, lachte er. Bei meiner Ehre, er lachte.

Bobby und ich liebten einander sehr. Alles, was wir besaßen, teilten wir redlich. Ich gab ihm zu essen, er gab mir Klöße. Etwas anderes konnte er mir nicht geben, da er nichts anderes besaß. Er besaß auf diese Art seine Dankbarkeit. Ein anderer hätte mir an seiner Stelle nicht einmal das gegeben.

Deute weiß ich schon nicht mehr bestimmt, hat er bei mir oder habe ich bei ihm gewohnt? Mich dünkt aber, als hätte ich die Miete bezahlt, doch die besseren Möbelstücke, wie Divan, Armstuhl, Bett, hatte er mit Beschlag belegt.

Wie ich im Schloß den Schlüssel umdrehte, erwachte Bobby. Er knurrte argwöhnisch, bis ich das Lösungswort gab: „C'est moi, mon vieux!“

Ich mußte mit ihm Französisch sprechen, denn wenn er auch englischer Abstammung war, so war er doch ein Vollblut-Pariser. So ließ ich mich denn mit ihm in keine überflüssigen Auseinandersetzungen ein, sondern schrieb ihm an:

Bobby, va t'en!

Womit ich den bescheidenen Wunsch andeutete, Bobby möge sich von der Dede entfernen, da ich mich niederlegen will. Bobby wußte sehr gut, wovon die Rede ist; das Leben und die praktischen Erfahrungen hatten ihn schon längst davon überzeugt, daß er sich früher oder später von der Dede wird entfernen müssen. Er versuchte aber, den Eintritt dieses Momentes durch verschiedene Schlaubetten hinauszuschieben. Zuerst tat er, als hätte er die Aufforderung nicht gehört. Dann, als ich es strenger wiederholte, schüttelte er den Kopf und lachte. Als ich dann der einfachen Aufforderung verächtliche zärtliche Attribute hinzufügte und ihn hässelnd „mon petit chien“ nannte, brach er in zorniges Gebell oder weinerliches Heulen aus, in der Hoffnung, daß ich vor diesem Lärm, der meinen Nachbarn unangenehm sein könnte, erschrecken und von seiner Entfernung absehen werde. Er ergab sich erst dann, wenn er sah, daß auch dies nichts nützt, daß es keine Rettung gibt. Dann krabte er sich wie ein Philosph die Ohren, redte sich, sprang vom Bett und begrüßte mich freundlich, als hätte er mich erst jetzt bemerkt. Er sprang um mich herum, legte mir liebend die Hand, und bevor ich noch die Kerze ausblies, schlummerte er bereits auf dem Armstuhl.

Das heißt, keineswegs schlummerte er! Er simuliert bloß den Schlaf und wartete, bis ich einschlief. Dann nahm er leise, vorsichtig wieder seinen vorherigen Platz auf der Dede ein. Manchmal trumpfte ich ihn aber ab, indem ich noch besser simuliert als er. Und wenn er sich dann im Finstern bequem niederlassen wollte, schrieb ich ihn unermüdet zornig an:

Bobby, va t'en!

Da entfloß er entsetzt und wagte sich eine Weile nicht einmal zu museln. Das Ende der Sache war immer wieder und trotzdem, daß mein erster Blick, wenn ich des Morgens die Augen öffnete, auf Bobby fiel, der mit himmlischer Ruhe auf der Dede schlummerte. Ausgenommen jene Fälle, wenn er früher erwachte. Denn dann entfloß er und tat demonstrierend, als hätte er die ganze Nacht auf dem unbequemen Lehnstuhl verbracht. Selbst noch heute trinkt es mich, daß er mich für solch einen Eiel gehalten hat, der ihm dies erlaubt hat.

Dann gingen wir dinieren. Bobby stürmte davon und blieb erst vor der Tür des Gasthauses stehen. Dort erwartete er mich geduldig. In dem kleinen Gasthause kannte ihn ein jeder. Bobby nahm an jedem Gänge teil. Doch wehe mir, wenn ich hier und da die Mittagszeit verließ und statt ins

Gasthaus in irgend ein Kaffeehaus auf einen Schwarzen gehen wollte. Bobby war da frech und herausfordernd. Klauerte auf der Straße die ältesten Knochen auf, als schmutziges Zeitungspapier und allerlei Ketzerei, und schaute mich dabei so vorwurfsvoll an, als hätte er sagen wollen: „Siehst du, dergleichen muß ich essen, denn von dir aus könnte ich Hungers sterben. Warum gehen wir heute nicht ins Gasthaus? Daß du kein Geld? Wer kein Geld hat, soll sich seinen Hund halten.“

Er ließ mich keinen Hunger mit einer solchen Verachtung und Geringschätzung fühlen, daß ich manchmal fast vor Scham verging. Daß ich kein Geld habe... diese seine Verdächtigung ärgerte mich über alle Maßen. Während klimperte ich mit meinen Kranken in der Tasche und begann mit ihm zu disputieren: „Willst du mit mir ins Kaffeehaus gehen, gut, wenn nicht, soher dich zum Teufel!“

Bobby blieb einen Augenblick zögernd stehen. Dann kam er mir, da ich scheinbar gleichgültig weiterging, wie verrückt nachgerannt. Wir waren wieder verlobt. Bobby gab den vornehmen Herrn, der keinen Appetit bat, und gelangweilt auf das Abendessen wartet. Nach dem Abendessen entschuldigte er sich aber und bat um Verzeihung.

„Ich habe mich geirrt... Bäume nicht... du hast Geld... du kannst dir mit vollem Recht einen Hund halten!“

Braver und undankbarer Bobby! Eines schönen Tages ist er für immer verschwunden. Hat er das phantastische Leben satt bekommen, ist er mir durchgegangen oder ist er in Verlust geraten? Dieses Rätsel ist nie aufgeklärt worden. Lebt er noch, unter besseren Verhältnissen, oder ist er verkommen, zugrunde gegangen? Weiß der liebe Himmel. Jehn Jahre sind auch im Leben eines Hundes eine lange Zeit. Wenn er aber noch lebt, wird er heute ganz bestimmt ebenso an mich denken wie ich an ihn. Und könnte er schreiben, würde er mir gewiß einige freundliche Worte senden, wie man es jenen tut, mit denen uns die Erinnerung böser Tage und kalter Nächte verknüpft.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Maurus N e s e i.)

Die Hand.

Von Arthur Silberleit.

Die gefiederblauen Schattenvögel der Dämmerung huschten schon über die Häuserwürfel und flachen Dächer Bombays und nisteten bereits in den Nischen der Arkaden: da, wie erstorben oder verhallen ruhten die sonst von Händlerlärm, Angeboten und Käuferfeilschen durchtönten Balzballen; auf ihren Hüften und Teppichen waren sogar die ewigen Märchenerzähler aus Tauland und einer Nacht bei ihren Ampelsteinen, nahe ihren Nargilehs eingenickt, als wäre die flutreiche, unablässig lallende Zisterne ihrer Sprache verstiegt; die Laterna magica — Augen schwach erhellter Fenster glommen, und nur zuweilen vernahm man von den hängenden Holzgärten der Balkone krächzend selbe, zudartia schrille, wie vor Schred iah aberfliegende Schreie der ihren Melinafängen verillapten Papageien; an den Strahlenrändern aber wiegten nur die Palmen ihre Blätterfächer träumerisch, und über den Kuppeln der Moscheen und vielen Menschenhäuptern würde gewiß bald der Himmel keinen Mondurban zwischen den sternbemusterten Lufttapeten der Wollen aufblühen. Eingehüllt in seinen ledernen Burnus streifte der nehsin-jährige Weisheitsfreund Achmed, in die Tiefen unausschöpfbarer Gedankenbrunnen verfunken, durch eine der zahllosen Gassen der Stadt, die beim Einbruch der Dunkelheit voll buddhistischer Stille immer unirdischer in sich hinein träumen, stand plötzlich vor einem großen Hause mit vielen verwitterten Fenstern, offenbar einem Gefängnis, und gewahrte zu seinem Entsetzen, wie sich ihm in etwa einem Meter Höhe über der ebenen Erde durch die Gitterstäbe vor einer kleinen, altersblinden serbrochenen Scheibe eine Menschenhand mit gespreizten Fingern gleich einer sadenweißen Fackel in der Finsternis oder gleich einem stummen Schrei nach Befreiung entgegenstreckte und entgegenrief. Da die Schatten der Dunkelheit und der enge Fensterrahmen des dicht und fest umschlossenen Mauernvierecks den schweigenden Besizer der Hand pollends verhüllte, schwankte Achmeds Seele zwischen äher Furcht und Bewunderung, doch bemühte er sich die Unheimlichkeit seiner Angst und das Hämmern seines Herzens durch Selbstbeherrschung und äußere Ruhe zu bewährichtigen und zu meistern, indem er über die kleine Fläche der fremden Finger mit seinen eigenen, vor Erregung beissen tastend hintrieb, um sich zu vergewissern, ob sie einem jungen oder alten, noch lebenden oder gar schon toten Menschen, einem Manne oder einer Frau, einem Jüngling oder einem Mädchen gehören. Aber alle seine Bemühungen blieben erfolglos: sämtliche Male des Alters und Geschlechts schienen dem namenlosen Besizer der Hand ausgelöscht zu sein; sie war trotz ihrer Runen ihres ewigen Anschriftmeisters, des Sämertes, auch unseres größten Lebensgrabstellers, jeder Erkennungszeichen ledig, anonym und offenbar seitlos geworden. Und Achmed erzählte an der Hilflosigkeit dieser einen Hand, die trotz ihrer Klagehaftigkeit dennoch anlagend in die Weite hinausstreckte, die Leidensfülle, Sämertensstiefe und die stillen Trauerschicksale dieser fremder Hände und Herzen vor und hinter Gittern und er lächelte die an das Dunkel verflachte fremde Hand in der lichten Erkenntnis, daß auch seine freien Menschenbrüder mit ihrer geheimen Bürdenschwere und Kettenlast draußen in der Hesse und Buntheit der Welt ebenso wie jene Hand des

Namenlosen die Räder ihres Fatums von den ihnen fernemhaft vorgezeichneten Gleisbahnen nicht fortzurollen vermögen. Und er bog, um die heftigen Gongschläge seines stark erraten und tief bewegten Herzens und Gewissens überläutern zu lassen, leiser als wie Säntentträger auf ihren lautlosen Sandalen wieder in eine der menschenreichen, brausenden Straßen Bombays, und seine Seele war von hinduhaftiger Demut und gebot ihm, allen Händen, die sich ihm flehend und inbrunnstoll entgegenstreckten, trotz der Erkenntnis seiner menschlichen Ohnmacht in Schicksalsbeiraten, dennoch stets Hilfe zu leisten.

Berühmte Untaten des Druckfehler-teufels.

Der Druckfehlerteufel ist ein Kobold, der nun einmal zur schwarzen Kunst Gutenbergs gehört und von Anfang an in den Büchern sein Unwesen getrieben hat. In einer gelehrlichen Blaudei über diesen Bölewicht hebt Prof. Brechenmacher in der „Vergastadt“ hervor, daß der Druckfehler schon in den allerersten Büchern nicht fehlt. So steht bereits in dem berühmten Schöfferschen Walter von 1457, dem ersten Druckwerk mit Angabe des Druckers, Druckortes und Erscheinungsjahres in der Schlußschrift das unmögliche „Spalmorum“ statt „Palmarum“, und in der wunderbaren Bibel Schöffers von 1562 ist auf der vierten Tafel ein i ausgelassen und mit Tinte oder Tusche nachgefüllt. Der Druckfehlerteufel hat ja selbst vor der Bibel keinen Respekt, sondern scheint es auf sie besonders abgesehen zu haben, und manche Bibelausgaben haben geradezu nach einem Druckfehler ihren Namen erhalten. So steht z. B. in der 1707 gedruckten „Jesuitenbibel“ statt „Jesuiten“ „Jesuiten“. Die 1731 zu Halle erschienenen „Jesuitenbibel“ hat im 6. Gebot die unmoralische Aufforderung: „Du sollst ehebrechen“, und die Karrenbibel soll sogar ein „Er soll Dein Narr sein“ an die Stelle von „Er soll Dein Herr sein“ gesetzt haben. Um den Druckfehlerteufel möglichst aus den Büchern herauszutreiben, setzte man Breile auf seinen Kopf, indem die korrigierten Fahnen öffentlich ausgehängt wurden und von jedem eingesehen werden konnten. Entdeckte man auf einem solchen „Aushängeboagen“ einen Druckfehler, so bekam man von dem Buchdrucker eine Prämie. Der berühmte französische Drucker Robert Citeenne glaubte auf Grund solcher Vorforschungsregeln zu versichern zu können, daß sich in seinem Neuen Testament von 1549 nicht ein einziger Fehler befände. Kaum aber war das Buch erschienen, so fand auch schon ein Leser den Druckfehler „vulres“ statt „vires“ heraus. Das erste Druckfehlerverzeichnis findet sich in einem Baseler Druck des Bertold Kuppel von 1468. Die alten Verleger glaubten sich wegen der Druckfehler beim Publikum entschuldigen zu müssen. So heißt es z. B. in dem 1478 von Gabriel Peter zu Venedig gedruckten „Jurnal“: „Leier, nimm keinen Anstoß an den Druckfehlern, welche die Sorglosigkeit der Arbeiter verschuldet hat; denn wir können nicht auf alle Umstände acht geben“, und der berühmte Straburger Drucker Johann Knoblauch bemerkt zu dem 15. Folioseiten umfassenden Druckfehlerverzeichnis seiner 1507 erschienenen Ausgabe des „Vico della Mirandola“: „Schiebe diese Fehler nicht dem Autor zu; sie sind von den Sehern beanagt worden, wir bekennen unsere Fehler.“ Während der Druckfehlerteufel in dem falschen Erscheinungsjahr mancher Bücher den Forschern unlösliche Rätsel aufgab, vermittelte er andererseits wichtige Hilfsmittel, um bestimmte Ausgaben zu erkennen. So sind z. B. manche Goethe-Ausgaben nur an den Druckfehlern zu unterscheiden, und die Elzevier-Ausgabe des Cäsar vom Jahre 1635 läßt sich nur dadurch als Erstausgabe erkennen, daß sie drei Baginierungsfehler hat, durch die sie von den beiden anderen im selben Jahre erschienenen Ausgaben gekennzeichnet ist. Wer das Glück hat, diese Erstausgabe mit den falschen Seitensahlen zu erziehen, der bekommt dafür 10mal so viel wie für die beiden anderen Ausgaben. Auch in die Politik haben Druckfehler eingegriffen und in eine sehr unangenehme Lage geriet der Abbé Sieyès während der französischen Revolution, als er in einer seiner Reden gedruckt sah: „J'ai abjuré la ropublique“ (Ich habe die Republik abgeschworen) statt „ad juré“ (ich habe der Republik geschworen). Will mich der Seher auf die Guillotine bringen! — Wie der Abbé entsetzt über diesen Druckfehler. Feinlich war es auch, als das Standbild Napoleons auf dem Louvre-Platz enthüllt wurde und die Inschrift in der Festschrift mit „viro immorali“ (dem unmoralischen Mann) statt „viro immortal“ (dem unsterblichen Mann) wiedergegeben war. Der Weise, die sich der Druckfehlerteufel leistet, sind Legionen. So daß hier nur der Anfang der Erstausgabe von Ahlands Gedichten erwähnt sei, in dem der Dichter seine Lieber lagen ließ: „Jeder sind wir.“

Beglänzter Strom.

Hier wie dort in Bruderbelle,
Wenn der Wellen Heimweh weint,
Singt ein Dichtarus: Ziel und Quelle
Sind im Ewigen vereint.

Was sind alle Erdenmaße?
Was ist nahe? Was ist weit?
Auf des Herrgotts Wanderstraße
Liegt kein Schatten einer Zeit.

Rurt Erich Meurer.

Gesellschaft u. Mode

Jung gefreit . . . „Jung gefreit hat niemand äreut“ dies Sprichwort gehört wohl zu den ansehnlichsten Weisheiten, die das Volk geprägt hat. Wir erleben es immer wieder in unserer Umgebung, daß solche Heiraten, die in ungeradem Alter geschlossen werden, zu Scheidungen oder zu unglücklichen Ehen führen. Das ist ja auch ganz erklärlich, denn der junge Mann hat noch keine Ahnung davon, wie er die Frau behandeln, wie er sich in die schwierigen Lagen des Ehelebens schicken soll. Welches ist nun aber das beste Heiratsalter des Mannes? Auf diese Frage gibt eine englische Psychologin Dorothy Dix eine kluge Antwort. „Das Mädchen, das einen jungen Mann von 19 Jahren entflammt, wird ihn mit 30 langweilen“, so schreibt sie. „Sein Geschmack hat sich geändert, ebenso wie sein Ideal, und er ist an eine Frau gebunden, die nicht mehr zu ihm paßt. Der Jüngling befindet sich nicht die Gebuld, Klugheit und Feinheit, die dazu notwendig ist, um mit einer Frau in einer allfälligen Ehe zu leben. Der junge Ehemann ist in den meisten Fällen derjenige, der seine Vergnügungen außer dem Hause sucht, denn er hat ja noch nichts vom Leben gesehen und wird noch von den trügerischen Irrlichtern der sogenannten „großen Welt“ verlockt. Aber wenn es ein schwerer Fehler ist, zu jung zu heiraten, so ist es nicht minder gefährlich, das Ehejoch auf sich zu nehmen, wenn man alt ist. Der ältliche Witwer kann mit Aussicht auf eine gute Ehe wieder heiraten, aber nicht der bejahrte Junggeselle. Der Witwer ist bereits zum „Haustier“ geworden; der Junggeselle aber befindet sich noch immer im Zustand des Wildlings, und ihn wird auch die beste Frau nicht mehr ans Haus gewöhnen können. Der Mann über 50 hat Gewohnheiten angenommen, von denen er nicht mehr läßt, und diese Gewohnheiten sind ihm teurer, als ihm jede Frau ist. Er ist daher unfähig, das Opfer auf sich zu nehmen, das jede Ehe vom Mann erfordert. Er fühlt sich als Gefangener; er hat an seiner Frau alles Erdenkliche auszuüben und es mühte geradezu ein Wunder geschehen, wenn er in dem Ehejoch, das er als unerträglich empfand, zurückerleben sollte. Das beste Heiratsalter für den Mann liegt zwischen 28 und 40 Jahren. In diesem Lebensalter ist er körperlich und geistig gereift; er kann genau bestimmen, was für eine Frau er braucht, und er besitzt auch bereits genügend Lebenserfahrung und Festigkeit, um in dem Daleinstampf für die Familie nicht den Kopf zu verlieren. Er ist noch romantisch genug, um in seiner Frau sein Ideal zu verehren; er kann sich neuen Lebensbedingungen anpassen; vor allem aber vermag er noch die Selbstbeherrschung und Entsaugung zu erlernen, die zu einer glücklichen Ehe nötig sind.“

Neue Bücher

* Ernst Dühring: „Hölle im Schnee“. Roman. Autorisierte Übertragung von Elise von Hollander. (Verlag Georg Meißner, Braunschweig.) Ein Roman aus Lappland. Der Bau einer Bahn zur Erzaufbereitung, Menschlicher Kampf gegen Elemente. Dergleichen ist öfter geschildert worden. Aber was dieses Buch von allen untercheidet ist, daß es von der Landschaft ausgeht, nicht von den Menschen. Als ob der Dichter mit dem Atem der Schneefelder redete, als ob er dem Element angehörte, das sich unbekümmert um Triumphe von Geist und Kraft ewig und unveränderlich behauptet. Natur und Mensch ringen in diesem Buche miteinander, die Fesseln der Zivilisation zerbrechen, und Leidenschaften werden frei; wo die Sonne ihren wärmenden Schein verjagt, zieht der Alkohol Körper und Geist in seinen trügerischen Bann.

* Juliane Karwath: „Alai“. Roman. (Verlag der Bücherfreunde — Weawiser-Verlag — G. m. b. H., Berlin W. 50.) Zu den ausgezeichneten Romanerzählungen des Volksverbandes der Bücherfreunde fügt sich ein neues Werk: „Alai“. Es erzählt mit zartem Gefühl das Schicksal einer jungen Volksschullehrerin. Die Geschichte spielt in Mecklenburg und Thüringen und wer sie liest, der fühlt sich von dem frischen und reinen Hauch eines Vorfrühlingslages umweht. Ein ausführliches Verzeichnis der bisher in den Reihen des Volksverbandes der Bücherfreunde erschienenen Romane verleiht auf Wunsch die Geschäftsstelle des Verbandes: Berlin W. 50, Kantstraße 34, kostenlos.

* In Reclams Universal-Bibliothek (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig) erschien: NB. Nr. 6504—10: Louise von François: „Stufenjahre eines Glücklichen“. Roman. Mit einem Nachwort von Dr. Hermann Dohfeld. Die Stufenjahre eines Glücklichen sind ein Erziehungsroman ersten Ranges, eine echte, kernige, bodenständige Heimatdichtung, in der sich Louise von François als tief in die Volkseele hineinleuchtende Erzieherin zeigt. — NB. 6501: J. C. Heer: „Der Held der heiligen Wasser“. Mit einem Nachwort von E. N. Anlicher. J. C. Heer ist ein Dichter echt schweizerischer Art, der mit kraftvoller Anschaulichkeit Land und Leute seiner Heimat in ihrem tieferen Zusammenhang mit der unheimlichen Anziehungskraft der schweigenden Gletschermelt schildert. Der vorliegende Band ist ungemein charakteristisch für sein Schaffen.

* A. N. Tolstoi: „Astia“. Ein Marsroman, zum erstenmal ins Deutsche übertragen von A. Eliasberg. (Allgemeine Verlagsanstalt, München.) Aus der Problematik modernen Romanstrebens führt dieses Buch in ein regelrechtes Fabulieren reich an Bildern und Geschehen. Die Sehnsucht nach einer Toten treibt den Helden, den Ingenieur Vohli, von der Erde fort. Aus dem bolschewistischen Petersburger von heute führt Vohlis Erfindung ihn und seinen Begleiter in einer genialen technischen Kuschale, die raketenförmig durch die Atmosphäre geschossen wird, mit unerhörter Selbstverständlichkeit zum Mars. Dort leben überfakturierte Menschen, gigantisch in ihrem technischen Können, verkrüppelt in ihrem Seelenleben. Ein Herrenreich der Ingenieure, die das Volk in Bann halten, die großen Massen Sklavenmasse arbeiten lassen. Nur wenige leben das ganze Leben, nur ganz wenige ahnen von Kraft und Schönheit der Seele. Wie am Anfang, so steht die Sehnsucht am Ende des Buches. Ein Welt voll Leben und Tiefe, genialer Erfindung und unbekümmerter Lust am Fabulieren voller Menschlichkeit und lebendem Lebensverlangen.

* „Kifana“, ein Lebens- und Sittenbild aus Samoa. Von Dr. E. Käche. (E. Haberland, Verlag, Leipzig.) Der Verfasser hat in mehrjährigem Aufenthalt in der Südsee als ebemaliger Seeoffizier Gelegenheit gefunden, Land und Leute von Samoa eingehend kennen zu lernen. Er zeichnet nach Selbsterlebnissen das vorbildlich gesunde Naturvolk unserer früheren Südpazifik-Kolonie und schildert es in seinen unverbildeten Sitten. In der Gestalt der Häuptlings-Tochter Kifana gibt er sein Frauenideal. Der Anhang enthält die tiefinnige Kosmogonie der Polynesier und einige Lieder mit Noten. Urtext, wörtlicher und freierer deutscher Übertragung.

* „Alexander der Große und das Weltgriechentum“. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Th. Vitz. Mit 12 Kupferdrucktafeln. (Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.) Vitz blühende farbige und lebendige Schilderungskunst findet hier so recht ihren Stoff. Persönliches Heldentum, Zauber der orientalischen Welt, die Entwicklung in Wissenschaft und Kunst sind hier zu einem wunderbaren Gesamtbild verschmolzen. Mögen uns mehr als zwei Jahrtausende von dem großen Mazedonen trennen, es genügt nicht, ihn nur aus der Entfernung zu verehren oder zu verurteilen; unsere Gegenwart muß mit ihm wieder vertraut werden, wie mit Napoleon oder Friedrich dem Großen. Dazu wird Vitz Darstellung in erster Linie beitragen. Er gibt uns ein glänzendes Bild der Kultur der nach-alexandrinischen Zeit. Wir lernen das Weltgriechentum und sein Geistesleben in all seinen Zweigen kennen. Man fühlt überall die Beherrschung des Stoffes und die Kraft der gestaltenden Phantasie.

* Chr. W. Bergheffer: „Meyer Amichel Rothchild, der Gründer des Rothchild'schen Bankhauses“. (Verlag Engler u. Schloffer, Frankfurt a. M.) Die bekannte Arbeit Dr. Christian Wilhelm Bergheffers, des Leiters der Frankfurter Rothchild'schen Bibliothek, hat so starkes Interesse gefunden, daß jetzt, zwei Jahre nach dem Erscheinen des Buches, bereits die dritte Auflage als Vollausgabe erscheint. Zahlreiche Tabellen wurden in den Text verarbeitet, einige Anlagen und das Register, die nur für die Gelehrten von wesentlichem Wert waren, wurden gestrichen. Im übrigen jedoch blieb der Text unverändert, und auch die wertvollsten Altentwürfe, der Geschäftsvertrag Meyer Amichel Rothchild's mit seinen Söhnen und sein Testament sind der dritten Auflage, wie den früheren beigegeben. Die Bergheffer'sche Arbeit gibt in kulturgeschichtlicher, wirtschaftswissenschaftlicher und familiengeschichtlicher Hinsicht wertvolle Aufschlüsse. Der Stoff, die Darstellungsweise des Verfassers und die Ausstattung des Buches sind anzuempfehlende Begründung.

* „Die Philosophie der Gegenwart“. Von Oberlehrer Prof. Dr. A. Meiser. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Meiser's klare Darstellung, die denen, die mitten in der Kulturarbeit stehen, helfen will, Stellung zu nehmen zu den uralten Menschheitsfragen, die heute noch unsere Denker bewegen, liegt bereits in fünfter Auflage vor. Sie würdigt die religiös-ethische, die naturwissenschaftliche, die kulturwissenschaftliche und die erkenntnistheoretisch orientierte Philosophie, um endlich in die Philosophie des Geistes, des Schauens und der Tat einzuführen. Die bedeutendsten Philosophen läßt Verfasser für sich selbst sprechen, indem er vornehmlich ihre wertvollen Züge heraushebt und ihre Veruche, sich über die Sachfragen zur Weltanschauung zu erheben, zur Geltung bringt.

— „Das Geheimnis der Form bei Wagner“. Von Alfred Lorenz. Soeben erschien (im Verlag von Max Hesse, Berlin W. 15) der 1. Band dieses großangelegten Werkes; der Verfasser, Generalmusikdirektor Dr. Lorenz, behandelt darin insbesondere den mystischen Aufbau des Bühnenfestspiels „Der Ring des Nibelungen“. In mystischen Fachkreisen wird das Buch sicherlich das lebhafteste Interesse wecken.

* Paul Langenscheidt: „Prinzessin Ibea“. Roman. (Verlag Dr. P. Langenscheidt, Berlin W. 15.) Zwei Männer kämpfen um ein Weib und in diesen Männern zwei Weltanschauungen. Zwischen beiden hilflos die junge Prinzessin. Daneben Töpen, aus dem Leben gegriffen; so der verblitterte Herzog, der treue Major als „Mädchen für alles“, die arme kleine Toni im Förstehaus. Bewegte Handlung und dramatische Spannung sind dem Buche eigen. Lebensbelebende in Bildertüchtigkeit seine Philosophie.